

# Der bittende Freund: Lk. 11, 5-8

**Text: Lk. 11, 5-8**

*5 Jesus sagte zu seinen Jüngern:*

*Stellt euch vor, ihr habt einen Freund und geht mitten in der Nacht zu ihm und sagt: Freund, leih mir drei Brote, 6 denn ein Freund, der auf Reisen ist, ist zu mir gekommen, und ich habe nichts, was ich ihm vorsetzen könnte. 7 Und jener drinnen würde antworten: Belästige mich nicht! Die Tür ist schon verschlossen, und meine Kinder liegen bei mir im Bett. Ich kann nicht aufstehen und dir etwas geben.*

*8 Ich sage euch: Wenn er schon nicht aufsteht und ihm etwas gibt, weil er sein Freund ist, so wird er doch seines unverschämten Bittens wegen aufstehen und ihm geben, so viel er braucht.*

**Lied:**

„Herr, wir warten arm und hungrig wie die Kinder auf das Brot“ (215, 1-4)

**Predigt:**

Die Geschichte, die Jesus da erzählt, spielt in der dörflichen Welt Palästinas. Brot für den täglichen Bedarf wird zuhause gebacken. Drei Fladenbrote sind die übliche Menge pro Person und Mahlzeit.

Und nun sollen wir uns, gemäss dem Gleichnis, also vorstellen, wir bekommen tief in der Nacht Besuch von einem Freund. Der Grund für die späte Ankunft wird nicht genannt. Vielleicht hat er sich in der Distanz überschätzt. Vielleicht hat er sich unterwegs verirrt. Oder er ist ein Nachtschwärmer.

Egal, der Freund hat auf alle Fälle Hunger. Und ich, ich habe peinlicherweise nichts, was ich ihm zu essen geben könnte.

Also gehe ich zum Nachbarn – auch er ist ein Freund von mir. Die Tür ist mit einem Holzbalken oder einer Eisenstange verriegelt. Das Haus besteht aus einem einzigen grossen Raum. Der Schlafplatz befindet sich im hinteren, etwas erhöhten Teil des Raums. Dort liegen die Eltern und zwischen ihnen die Kinder.

Es ist Mitternacht – eine Zeit, in der eher Diebe als Gäste durch die Gassen schleichen. Dennoch mache ich durch Rufen und lautstarkes Klopfen auf mich aufmerksam.

Ob ich das tatsächlich tun würde? –

heutzutage und hier in der Schweiz wohl nicht. In Brasilien oder auf den Philippinen schon eher. Und in der Antike, da hätte ich es zweifellos getan. Denn Gastfreundschaft wurde in der Antike hochgehalten. Sie war ein heiliges Gut. Der Gast wurde gar höher eingestuft als der Nachbar und der Verwandte.

In Homers Odyssee, zum Beispiel, heisst es von den Gästen: „Von Zeus kommen sie alle, Bettler wie Fremde“.

Gewiss, es ist unverschämt, den Nachbarn mitsamt Frau und Kindern aus dem Schlaf zu reissen. Doch ich kann mit seinem Verständnis rechnen. Und ich kann auf seine Hilfe zählen. Er wird mir die drei Brote geben. Mein Gast wird nicht hungrig zu Bett gehen müssen.

Soweit das Gleichnis. Jesus fügt ihm noch einen weiteren Satz hinzu:

„Ich sage euch: Wenn er schon nicht aufsteht und ihm etwas gibt, weil er sein Freund ist, so wird er doch seines unverschämten Bittens wegen aufstehen und ihm geben, so viel er braucht.“

Diese Feststellung verstärkt die Einsicht, die man schon zuvor gewonnen hat: Der Mann wird von seinem Freund bekommen, was er braucht.

All dies ist, für sich genommen, eher belanglos, eher banal, nicht besonders interessant. Doch die Geschichte ist, eben, ein Gleichnis. Sie hat eine zweite Ebene. Wenn man diese zweite Ebene mithört, dann wird es spannend.

In diesem Gleichnis wird offenbar Gott mit einem Nachbarn gleichgesetzt. Gott wohnt also nebenan. Ich bin mit ihm befreundet. Ich scheue mich nicht, ihn um Mitternacht aus dem Schlaf zu läuten.

Möglicherweise denke ich nicht allzu positiv von ihm: Vielleicht gibt Gott mir die Brote nicht, weil er mein Freund ist. Sondern

- weil er meiner Unverschämtheit nicht Einhalt zu gebieten weiss.
- weil er mich so schnell wie möglich wieder loswerden will.
- weil er so schnell wie möglich wieder ins Bett will.

Oder auch, weil er im Dorf nicht in Verruf kommen will als Egoist ohne Sinn für Solidarität unter Nachbarn. Hauptsache, Gott gibt mir das Brot, das ich brauche, denke ich.

So, liebe Gemeinde, redet Jesus von Gott, dem Allmächtigen, dem Schöpfer des Himmels und der Erde. So redet er vom Himmelskönig, der hoch über den Keruben thronet, dessen Anblick die Völker erzittern, dessen Ankunft die Erde erbeben lässt (vgl. Psalm 99).

Wer ihn kennt, wer ihn nennt, diesen Gott, der schlag die Augen nieder, er verhülle sein Angesicht, weil er sonst erblindet, verbrennt, verglöh.

Gott ist ferner als tausend Lichtjahre, Gott ist Strahlung, die heller leuchtet als tausend Sonnen. Gott ist

- Urlicht, aus dem die Sterne entstehen,
- Urgrund, in dem sie wieder verlöschen.

Eben diesen Gott schildert Jesus als wenig hilfsbereiten Nachbarn, der erst einmal aus dem Schlaf gerüttelt werden muss.

Er wird zwar, schliesslich und endlich, helfen, dieser Gott. Doch seine Laune wird mürrisch sein, und seine Gründe von moralisch eher niedrigem Niveau.

„Müsste man von Gott nicht mit heiliger Scheu reden?“, fragt der grosse Schweizer Theologe Leonard Ragaz in dem Büchlein über die Gleichnisse Jesu, auf das ich schon mehrmals Bezug genommen habe. Seine Antwort lautet:

„Jesus redet so ohne Scheu, sogar scheinbar ehrfurchtslos von Gott, weil er Gott – so sehr ehrt. Er ehrt ihn gerade durch solche Art, von ihm zu reden. Man drückt eine Sache oft am besten durch ihren scheinbaren Gegensatz aus. Jene heilige Scheu, die in Wirklichkeit eine falsche Scheu ist, jene Angst, Gott durch ein unehrerbietiges Wort zu nahe zu treten, stammt aus Unsicherheit und Ferne Gott gegenüber. Von ihm redet Jesus so, wie er es tut(,) gerade darum, weil er weiss, dass Gott dadurch nicht angetastet wird... Es ist der heilige Humor, der aus der Grösse Gottes quillt; es ist die Paradoxie, die Gott gerade in dem Augenblick so recht als Gott versteht, wo sie so menschlich, ja allzu menschlich von ihm redet.“

Fahren wir also, in der Nachfolge Jesu, weiter, so menschlich-allzumenschlich von Gott zu reden:

Auch Gottes Wohnstatt gleicht nicht dem, was man sich üblicherweise unter dem Himmelreich vorstellt. Kein Thron, kein Richterstuhl, keine Sanctus singenden Engel weit und breit.

Nur ein einfaches Bauernhaus, ein einziger Raum mit ein paar Winkeln für die verschiedenen alltäglichen Verrichtungen, ein Bett, in dem die ganze Familie schläft. Das ist – in diesem Gleichnis – Gottes Reich, das ist die Hütte Gottes unter den Menschen.

Sie erinnert, diese Hütte, ein wenig an den Stall, in dem Gott an Weihnachten zur Welt kam. Und das ganze Gleichnis erinnert an die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth:

Diese Zuneigung zu uns Menschenkindern, bis hinein in die alltäglichen Requisiten von Brot, von Schlaf, von Nachbarschaftshilfe, bis hinein in die schlechten Launen, die mürrischen Mienen und die manchmal nicht lupenreinen Gründe, Gutes zu tun.

All das wird in den Gleichnissen Jesu und insgesamt in seinem Leben transparent, durchlässig für Gott, durchsichtig für das ewige Licht.

Das ist auch heute noch so, das ist auch in unserem eigenen Alltag so, der ja oft genug mühsam ist, beschwerlich, belastet von Schmerzen, von Sorgen, von Ängsten.

Worum wir zuvor gebeten haben im Lied: „Lass dein Licht uns ganz durchleuchten“, das ist, so gesehen, lange schon geschehen – auch dann, wenn nichts davon sichtbar zu sein scheint.

Im 23. Psalm, den wir eingangs gehört und gesungen haben, ist die Rede vom „dunklen Tal“, vom „tobel, wo de tood luuret im tunkle“, wie es lautmalerisch in der züritüütsche Übersetzung von Josua Boesch heisst.

Sogar für das tunkle Todestobel gilt, dass es ganz von Gottes Licht durchleuchtet ist. Das wird im Gleichnis auf subtile Weise angedeutet:

Dreimal ist darin – in der deutschen Übersetzung – von „aufstehen“ die Rede. Die zwei entsprechenden Wörter im griechischen Urtext werden beide auch für die Auferstehung verwendet werden.

Gott steht also auf aus dem Schlaf und er aufersteht aus Schlafes Bruder, dem Tod. Noch sind seine Augen klein, und er reibt sie sich mit müder Geste, noch ist er etwas mürrisch, der auferweckte Gott, doch er wird uns behilflich sein, wird uns das Lebensbrot geben, das wir brauchen, „auch wenn es Nacht ist“.

Doch dafür, dass sich die Tür zum Reich Gottes öffnet, bedarf es unseres Klopfens. Es bedarf, mit den Worten des Gleichnisses gesagt, des „unverschämten Bittens“. Nur: Was ist damit gemeint? Und was soll ich dazu sagen?

---

Es sei mir erlaubt, das hier angedeutete Thema des Gebets auf die nachösterliche Zeit zu verschieben. Dann, zwei Wochen nach Ostern, werden wir ein weiteres sehr seltsames Gleichnis hören, das der heutigen ähnlich, aber noch drastischer ist. (Es ist, für jene, die sich in der Bibel auskennen, das Gleichnis von der Witwe und dem Richter.)

Statt mich jetzt noch dem Mega-Thema „Gebet“ zuzuwenden, möchte ich zum Schluss dieser Predigt den Weg des Abstiegs Gottes (Abstieg bis in unsere Nachbarschaft, bis in den Schlaf, bis in den Tod hinein) noch einen Schritt weitergehen: Stellt euch vor, es sei alles anders. Es sei alles genau umgekehrt.

Stellt euch vor, es sei Mitternacht. Ihr schlaft, gemeinsam mit eurem Partner und euren Kindern, tief und fest. Einer klopft an die Tür und sagt: Ich bin es, Gott! Leih mir bitte drei Brote!

Würden wir ihm die Tür öffnen, diesem bedürftigen Gott? Würden wir ihm Brot geben, jetzt in der „Brot für alle“-Zeit?

Der menschengewordene Gott spricht: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan.“

Sonntag, 11. März 2012  
Andreas Fischer